

Leseprobe aus:

Kerstin Herrnkind
Mein Mann der Mörder

Psychothriller
ISBN 978-89425-382-0



Die Erinnerungen haben sich in mein Gedächtnis gebrannt wie Jahresringe in einen Baumstamm. Wahrscheinlich, weil sie so schmerzlich sind. Jede Einzelheit ist mir präsent, so als sei es gestern gewesen.

Schon unten im Treppenhaus hörte ich das Telefon. Beethovens *Elise* quäkte in kurzen, abgehackten Tönen aus dem Apparat. Tobias hatte den Klingelton ausgesucht und gespeichert. Er hörte gern klassische Musik. *Der Mörder liebte Beethoven*, hatte eine Boulevardzeitung getitelt. Es las sich wie ein Klischee. Aber es stimmte.

Obwohl ich hochhackige Pumps trug, nahm ich zwei Stufen auf einmal. Nicht etwa, weil mich der Ehrgeiz trieb, das Telefon noch zu erreichen, bevor *Elise* verstummte. Ich musste verhindern, meinen Nachbarn zu begegnen. Womöglich dem pensionierten Oberstudienrat aus dem Erdgeschoss, der nach dem Tod seiner Frau den ganzen Nachmittag hinter der Gardine auf Falschparker und andere Delinquenten lauerte, um sie bei der Polizei anzuschwärzen. Oder der arbeitslosen Bibliothekarin aus dem zweiten, die sich für eine verhinderte Schriftstellerin hielt und ihre Nachbarn gern aushorchte, als sammle sie Stoff für eine Milieustudie. Den hatte ich ihr ja nun quasi frei Haus geliefert.

Als ich die Tür atemlos hinter mir ins Schloss hatte fallen lassen, spielte das Telefon die Melodie wieder von vorn. In mir keimte die verzweifelte Hoffnung, dass Tobias mich anrufen würde. Aber das war natürlich naiv. Er konnte sich doch denken, dass unser Telefon abgehört wurde.

Trotzdem nahm ich ab. Am Apparat war die Redakteurin

einer dieser Illustrierten, die ich beim Arzt im Wartezimmer manchmal durchblättere. Wie es mir ginge, fragte die Journalistin einschmeichelnd, im Ton einer alten Freundin. Wie sollte ich mich schon fühlen, nachdem mein Leben binnen weniger Stunden verwüstet worden war, so als hätte eine Bombe eingeschlagen. Mein Mann war ein Mörder auf der Flucht. Hatte jahrelang ein Doppelleben geführt, von dem ich nichts geahnt hatte. War, nachdem er ein vierzehnjähriges Mädchen vergewaltigt und ermordet hatte, zu mir ins Bett gekrochen, um mit mir zu schlafen. Drei Jahre hatte ich mit diesem Mann zusammengelebt. Dachte, ich würde ihn kennen. Und lieben.

Sie wolle mit mir reden, sagte die Journalistin und gab ihrer Stimme ein beruhigendes Timbre, als sei ich ein kleines Mädchen beim Zahnarzt, dem sie die Furcht vor der Spritze nehmen müsse. Ich wolle doch sicher nicht, dass die Menschen dachten, ich hätte etwas vom Doppelleben meines Mannes gewusst. Ohne ihr zu antworten, legte ich auf. Doch kaum hatte ich das Telefon zurück in die Ladestation gestellt, dudelte es erneut. Der nächste Journalist, wahrscheinlich. Und das, obwohl ich mich auf Anraten der Kripo nach der ersten Vernehmung, ohne noch einmal nach Hause zu fahren, ein paar Tage in einem Landhotel versteckt hatte, weil die Presse vor unserer Wohnungstür campierte. Aasgeier des Leids waren das. Wer hatte denen bloß unsere Adresse und Telefonnummer gegeben? Und die ganzen Details aus unserem Privatleben ausgeplaudert? Nun fehlte nur noch das exklusive Gespräch mit der Frau des Mädchenmörders. Ich nahm das Mobilteil und schob den Akku raus. Endlich war *Elise* still.

In unserer Wohnung herrschte ein furchtbares Chaos. Die Kripobeamen hatten bei ihrer Hausdurchsuchung alle

Schränke durchpflügt. Schubladen waren halb herausgezogen, Kleider quollen hervor wie Gedärme. Schranktüren standen offen. Meine Unterwäsche lag auf dem Boden verstreut, so wie unsere Bücher. Tobias' Computer, seine Krimis, Anzüge, Hemden, Pullover, Zahnbürste, sein Kamm, ja sogar der Fahrradhelm waren beschlagnahmt worden. Das Pulver, mit dem die Spurensicherung Fingerabdrücke sichtbar machte, lag wie ein Schleier auf allen Möbeln.

Ich ging ins Schlafzimmer, bahnte mir einen Weg durch das Gewühl von Kleidern und Modeschmuck auf dem Holzparkett. Ich ließ mich aufs Bett fallen. Der Arzt hatte mir starke Beruhigungs- und Schlaftabletten verschrieben, mit denen ich die letzten Tage im Hotel vor mich hin gedämert hatte wie im Fiebertraum. Obwohl ich früher nicht mal ein Aspirin gegen Kopfschmerz geschluckt hatte, war ich im Moment dankbar für jede Minute Schlaf, die mir die Pharmaindustrie gönnte. Denn erst dann zermartete ich mir nicht mehr das Gehirn. Warum war ich nur so blind gewesen? Hatte es Warnsignale gegeben, die mich hätten hellhörig machen müssen?

Ich hatte Tobias im Flugzeug kennengelernt. Er saß auf dem Flug von München nach Berlin neben mir und las ausgerechnet *Die Bestie im Menschen* von Émile Zola. Heute frage ich mich manchmal, ob er schon damals eine Ahnung von seiner dunklen Seite hatte. Und ob er sich insgeheim von Zola eine Antwort darauf erhoffte, wie er das Böse, das in ihm schlummerte, in Schach halten konnte. Damals wunderte ich mich allerdings nur darüber, dass dieser fremde Mann jenseits der vierzig ein Buch las, das zum Repertoire eines Abiturienten gehörte.

Obgleich Tobias eigentlich nicht mein Typ war, nahm es

mich für ihn ein, dass er sich die Zeit im Flieger mit einem Klassiker vertrieb. Ich musterte meinen Sitznachbarn verstohlen aus dem Augenwinkel. Er war mittelgroß, seine blonden, dichten Locken hatte ein Friseur, der sein Handwerk beherrschte, auf eine Länge gestutzt, die allmorgendlich ohne viel Aufwand und mit ein bisschen Gel in Form gezupft werden konnte. Seine randlose Brille ließ ihn aussehen wie einen Intellektuellen, verlieh ihm einen weichen, fast rührenden Zug. Tobias trug dunkle Designerjeans, ein Tweedjackett, dazu ein helles Hemd ohne Krawatte. Er hätte für das Feuilleton schreiben, Architekt oder Galerist sein können. Ein bekennender Schöngeist, der sich für Literatur und Kunst interessierte, erlesene Rotweine trank, Pfeife rauchte. Jedenfalls keiner dieser Lackaffen, die sich Glanz in die streichholzkurzen Haare gelten und sich hinter der FAZ vergruben, als sei sie ein Bollwerk gegen den Rest der vermeintlich ungebildeten Welt.

Ich bedeckte mein Gesicht mit einem dunkelroten Paschminaschal, schloss die Augen und döste vor mich hin. Ich war müde, hatte einen anstrengenden Tag hinter mir. Die Präsentation meines Entwurfs einer Firmenchronik für eine mittelständische, aber sehr profitable Uhrenmanufaktur war optimal gelaufen. Die Inhaber des Familienbetriebes in vierter Generation wollten für ihre betuchten Kunden ein gebundenes Buch über ihre Firmengeschichte drucken lassen. Geld spielte keine Rolle – Hochglanzpapier, Vierfarbendruck, ausgefeilte Texte, professionelle Fotos. Ein lukrativer und wichtiger Auftrag für die PR-Agentur, bei der ich angestellt war. Entsprechend hatte ich mich zurechtgemacht. Ich trug einen schwarzen Hosenanzug, der tadellos saß und dessen weich fallender, knitterfreier Stoff verriet, dass er sündhaft teuer gewesen war. In meinem Haar, das blond und

kurz zuvor vom Friseur wie mit dem Lineal exakt auf Kinnlänge zu einem französischen Bob getrimmt worden war, steckte die Gucci-Sonnenbrille. Vor mir auf dem Fußboden stand ein weiteres Insigne erfolgreicher Frauen: die Prada-Tasche. Ein XXL-Shopper aus leichtem Nylon, mit Kalbsleder abgesetzt, groß genug, um neben Portemonnaie und Kosmetiktäschchen auch Laptop, Handy, Präsentationsmappen und eine kleine Wasserflasche zu beherbergen.

Dass Tobias immer wieder verstohlen von Zola aufsah und in meine Richtung schielte, registrierte ich geschmeichelt. Wahrscheinlich hoffte er, dass ich mein Versteck verließ, damit er mich ansprechen konnte. Doch den Gefallen tat ich ihm nicht.

Mein Shopper stand genau zwischen uns, war leicht geöffnet. Ich döste. Wachte erst wieder durch die schnarrende Stimme des Piloten auf, der über Lautsprecher unsere Landung in Berlin-Schönefeld ankündigte. Durch den dünnen Stoff meines Schals konnte ich sehen, wie mein Sitznachbar etwas auf ein Stück Papier kritzelte. Intuitiv spürte ich, dass der Zettel für mich bestimmt war. Und richtig: Tobias blickte zu mir herüber. Der Schal wirkte wie eine verspiegelte Sonnenbrille. Ich konnte Tobias sehen. Doch der dunkle Stoff verschleierte, dass ich ihn beobachtete. Tobias streckte vorsichtig den Arm nach vorn, ließ den Zettel wie zufällig in meine Tasche fallen.

Die Anschnallzeichen blinkten auf. Ich riss mir den Schal vom Gesicht und tat so, als wäre ich gerade aufgewacht. Auch dass Tobias versuchte, meinen Blick einzufangen, ignorierte ich.

Nachdem der Flieger sanft aufgesetzt hatte, wollte Tobias mich in ein Gespräch verwickeln. Er sagte etwas Belangloses wie: »Berlin, endlich wieder zu Hause.« Dabei lächelte er

mich an, so als hoffte er auf eine Bestätigung, die der Auftakt zu einem Plausch hätte werden können. Doch ich hatte beschlossen, ihn auf die Folter zu spannen, und lächelte nur zurück.

In der Schlange drängten wir hintereinander zum Ausgang des Flugzeuges, ohne noch ein Wort miteinander zu wechseln. Tobias ging dicht vor mir her, sein Aftershave hatte eine herbe, männliche Note, ein Duft, der in einer Hexenküche gemixt worden war, um Frauen daran zu erinnern, dass sie eben doch das schwächere Geschlecht waren.

»Schönes Wochenende«, rief Tobias mir am Ende der Gangway zu.

»Danke gleichfalls«, lächelte ich.

Kaum saß ich im Taxi, öffnete ich meine Tasche und las den Zettel, der in das Firmenporträt der Uhrenmanufaktur gerutscht war.

Man(n) trifft selten eine Frau, bei der man auf den ersten Blick weiß, dass man sie unbedingt wiedersehen will, stand da etwas ungenau formuliert neben einer Handynummer.

Er hatte eine große, geschwungene Schrift, die leicht nach links kippte. Ein Grafologe hätte darin vielleicht ein Warnsignal erkannt. Doch ich fühlte mich geschmeichelt. So etwas war mir schon lange nicht mehr passiert.

Ich hätte damals sehr gut in der Fernsehserie *Sex and the City* mitspielen können. Gut verdienende PR-Frau, Mitte dreißig, den Kleiderschrank voller Designerklamotten und einem Dutzend Paar Schuhen von Manolo Blahnik. Zeugen unzähliger Shoppingtouren, die ein Glücksgefühl erzeugten, das so flüchtig war wie ein Windhauch. In meiner Altbauwohnung, in der Platz war für zwei, lebte ich allein. *Mister Right* hatte sich noch nicht blicken lassen. Dabei wünschte ich mir doch so sehnsüchtig ein Kind.

Ich ließ eine Schamfrist von zwei Tagen verstreichen, bevor ich den Mann aus dem Flieger anrief. Immerhin interessierte er sich offenbar für Literatur, was ihm bei mir, einer abgebrochenen Germanistikstudentin, so etwas wie einen Heimvorteil verschaffte. Außerdem war der Hochmut früherer Jahre, in denen ich Männer, die mir meiner nicht würdig erschienen, wie Hofnarren an der Nase herumgeführt hatte, längst der Torschlusspanik gewichen.

»Das ist aber schön, dass du dich meldest«, sagte Tobias. Er hatte eine raue, leicht nasale Stimme, die mich – hätte er im Flieger nicht Émile Zola gelesen – vielleicht abgeschreckt hätte. Doch ich war fest entschlossen, ihm eine Chance zu geben. Wir unterhielten uns eine ganze Weile. Tobias erzählte, dass er promovierter Mathematiker sei. Eigentlich hatte er Lehrer werden wollen. Auch das noch, dachte ich, ein veränderter Mathepauker. Mathematik war das Trauma meiner Schulzeit gewesen. Über einen Studentenjob sei er bei einer international tätigen Versicherung untergekommen. »Nun arbeite ich zwar viel mehr, verdiene aber auch deutlich besser«, sagte er.

Komisch. Als ich in der Dunkelheit auf unserem Bett lag, an die Decke starrte und nachdachte, fiel mir auf, wie sehr Tobias mit seinem Gehalt geprotzt hatte. Doch damals hatte ich nur ungläubig, im Ton unterschwelliger Bewunderung wiederholt: »Versicherungsmathematiker – und dann Émile Zola?! Wie passt denn das zusammen?«

Tobias lachte. Er hatte ein eigentümliches Lachen. Kurze, abgehackte Töne, eine Spur zu hoch, die eigentlich nicht zu einem Mann passten. Eher zu einem Verrückten, dem der Ausbruch aus einer Irrenanstalt gelungen war und der sich über das Schnippchen freute, das er den Ärzten geschlagen hatte.

Dass mir weder seine Stimme noch sein Lachen behagte, schob ich damals beiseite. Ich suchte – auch wenn ich es niemals zugegeben hätte, weil es meinem Selbstbild von der erfolgreichen Frau abträglich gewesen wäre – dringend einen Mann. Und auf den ersten Blick stimmte ja alles: ein Dokortitel in Mathematik, eine feste Anstellung bei einer renommierten Versicherungsgesellschaft, die richtigen Klammern, der Lesestoff. Tobias war ungebunden, nie verheiratet gewesen, kinderlos. Prima, dachte ich. Ein Mann ohne Altlasten. Ja, wenn ich ehrlich bin, ließ ich Tobias genau durch dieses Raster laufen. Und dann rächte sich meine Oberflächlichkeit wie ein Damoklesschwert, das sich aus der Verankerung löste und auf mein Leben niederraste.

Das Plärren des Radioweckers riss mich aus dem Schlaf. Ich lag angezogen auf dem Bett. Es war die erste Nacht seit Wochen, die ich durchgeschlafen hatte. Intuitiv, noch nicht ganz wach, griff ich auf der rechten Betthälfte ins Leere, dort, wo früher Tobias neben mir aufgewacht war. Er hatte meine Hand genommen und sie geküsst. Ich war zu ihm gekrochen, hatte mich an ihn geschmiegt. Manchmal, wenn die Zeit es erlaubte, hatten wir miteinander geschlafen. Kurz und heftig.

Plötzlich hatte ich seinen Geruch in der Nase. Schweiß gepaart mit den Resten seines teuren Aftershaves. Tobias pflegte sich abends vor dem Schlafengehen zu rasieren. Sehnsucht stieg in mir auf. Ich war oft lachend aus dem Bett gesprungen, verfolgt von Tobias, der mich im Bad einholte. Unter dem warmen Wasserstrahl der Dusche hatten wir weitergevögelt und so laut gekichert, dass der verwitwete Lehrer mit dem Besenstil an die Decke klopfte.

Aus dem Radiowecker besäuselte ein Schlagersänger die große Liebe. In meinem Hals schwoll ein Kloß. Mir blieb

nichts anderes übrig, als tapfer zu sein. Schließlich konnte ich nichts dafür, war in gewisser Weise auch ein Opfer dieses Mannes. Ich konnte mich jetzt nicht gehen lassen. Es reichte, dass ich auf der Flucht vor der Presse tagelang nicht hatte arbeiten können.

Lorenz, mein Chef, den ich insgeheim immer für einen aalglatten, herzlosen Emporkömmling gehalten hatte, war sehr verständnisvoll gewesen. »Nimm dir alle Zeit, die du brauchst«, hatte er am Telefon gesagt, nachdem ich ihm vorgestottert hatte, was passiert war.

Doch nun musste ich wieder funktionieren. Ich schwang mich aus dem Bett, zog meine Klamotten aus und eilte ins Badezimmer. Auch dort herrschte ein unbeschreibliches Chaos. Das Fingerabdruckpulver lag wie Puderzucker auf den teuren Steinmosaikfliesen, die Tobias und ich gemeinsam ausgesucht hatten. Die Schranktüren standen offen. Auf dem Fußboden lagen Kosmetika und Handtücher verstreut, die die Beamten aus den Schränken gerissen hatten.

Mit dem nackten Fuß schob ich die Sachen beiseite und bahnte mir einen Pfad zur Dusche. Sogar den Duschkopf, Wasserhahn und Temperaturregler hatten die Kripoleute mit ihrem Zeug eingestäubt. Der Wasserstrahl verwandelte das Pulver in einen schmierigen Film. Aber ich hatte jetzt wahrlich keine Zeit zum Putzen. Ich musste duschen, mich anziehen und zur Agentur fahren.

Das warme Wasser prasselte auf meinen Körper, doch ich fühlte mich wie abgestorben. Nach dem Duschen nahm ich ein Handtuch vom Boden und trocknete mich ab. Einen Moment lang flammte Wut in mir auf. Ich nahm mir vor, mich über die Kripo wegen der Verwüstung zu beschweren. Im nächsten Moment verließ mich der Mut wieder. Wer war ich denn schon? Die Frau eines Mädchenmörders. Wahr-

scheinlich hielten mich die Beamten für eine dumme Gans, weil ich so lange nichts vom Doppelleben meines Mannes bemerkt hatte.

Ich schloss die Augen. Die Scham erwischte mich mit voller Wucht. Ja, ich schämte mich. Bisher war ich fassungslos, traurig und wütend gewesen. Nun aber fing ich an, mich zu schämen. Für Tobias. Für mich. Für uns. Und diese Scham war schlimmer als Fassungslosigkeit, Trauer und Wut.

Mir wurde kalt. Bibbernd ging ich zurück ins Schlafzimmer und warf ein paar Tabletten ein, um mich zu beruhigen. Was sollte ich anziehen? Bloß keinen Rock, in Röcken fühlte ich mich immer irgendwie nackt, was meine momentane Dünnhäutigkeit nur verstärken würde. Ich entschied mich für meine Allzweckwaffe, den schwarzen Hosenanzug.

Nachdem ich angezogen und geschminkt war, öffnete ich unsere Wohnungstür einen Spaltbreit und lauschte.

Im Treppenhaus war es still. Ich huschte aus der Wohnung und schlich die Stufen hinunter.

Draußen schien die Sonne. Doch es war kalt, ein eisiger Wind pfiß. Vor der Haustür hielt ich einen Moment inne, wollte gerade aufatmen, weil ich den Nachbarn entwischt war, als jemand meinen Namen rief.

»Frau Rabe?«

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, was geschah.

Hinter der hohen Buchsbaumhecke neben unserem Haus kamen zwei Männer hervor. Ein großer, schlaksiger Typ, bestimmt ein Meter neunzig groß, in speckiger Lederjacke, und ein kleiner Dicker, der an einer Digitalkamera herumfummelte.

»Guten Tag, Frau Rabe«, rief der Schlaks. »Wir würden gerne mit Ihnen über Ihren Mann reden. Wir kommen vom *Berliner Express*.«